

Schinkel.

Franz Augler sagt von diesem königlich preussischen Oberlandesbaudirektor: „Schinkels äußeres Leben erscheint uns einfach als das eines Geschäftsmannes.“ In der Tat gibt es aus dem Leben dieses Architekten, der 1781 zu Neuruppin geboren wurde und 1841 zu Berlin starb, nichts Merkwürdiges zu berichten. Er hat studiert, machte dann die üblichen Reisen und begann praktisch zu arbeiten. Die Aufträge strömten ihm zu und bald reichte sein Einfluss über die ganze Bauverwaltung der Monarchie. Schinkel war der Architekt des monarchischen Preußen, das sich großgehüngert hatte, jenes Preußen, dem Sparta die Ehre bestimmte. Schinkels Architektur ist feingewordener Paradenmarsch. In ihrer Schlichtheit ist sie heroisch; dem zopfigen Schwall, der ihr voranging, bewußt abgekehrt, dient sie mit Anmut der Notwendigkeit. Mit Schinkel beginnt die moderne Baukunst; er ist berufen, den Geist des 18. Jahrhunderts zu entdecken. Als er das neue Schauspielhaus bauen soll, schreibt er an den König: „Es ist zu bemerken, daß die Schönheit eines Gebäudes nicht in dem vorgebrachten Schmuck zunächst besteht, sondern vorzüglich aus der Wahl der Verhältnisse erwächst, welche aber ihren ersten Grund in der Verteilung und Anordnung des Planes haben, aus dem die Verhältnisse der Profile und Fassaden erst bestimmt werden können.“ Die Linie, die von solcher Vaugestaltung bis in die Gegenwart des Peter Behrens führt, ist deutlich. Wenn Schinkel die eine, bis zur Wüste gesteigerte, phantastische Leidenschaft in die Baustoffe strömen ließ, so war Schinkel der ruhige Sachwalter der gegenläufigen Lebensart des rechnenden Wirklichkeitssinnes. Die deutsche Kunst kreift um diese beiden Pole, um die Gotik und die Antike. Die Geschichte der deutschen Kunst ist der Kampf dieser beiden Weltanschauungen; Schinkel strebte, aller Romantik abgewandt, nach der Klarheit einer errechneten Form, dennoch liebte er das Abenteuer. Die Festigkeit, mit der er die vernünftige Schönheit suchte, war das Gotische in Schinkel: „Nebenall ist man nur da wahrhaft lebendig, wo man Neues schafft, überall, wo man sich ganz sicher fühlt, hat der Zustand schon etwas Verächtliches. Nebenall da, wo man ungewiß ist, aber den Drang fühlt und die Ahnung hat zu und von etwas Schönerem, da ist man wahrhaft lebendig.“ Auch in der herben und knappen Klassik Schinkels, in dieser dörftigen (oder berlinischen) Sachlichkeit, regt sich etwas von der milden Weichheit Dürers.

Zu solchen Eindrücken und Ueberlegungen verhilft uns eine Ausstellung, die das Schinkel-Museum (untergebracht in der Charlottenburger Technischen Hochschule, geöffnet wochentags von 10-2, Sonntags von 10-1) veranstaltet hat: Abbildungen nach Denkmälern, die Schinkel aufgestellt hat, und Entwürfe für solche Bauten. Die Vorkürzung geschieht mit großer Liebe; es ist versucht worden, neben die Arbeiten Schinkels jedesmal das gotische oder das antike Vorbild zu stellen. Ein Beweis für den historischen Eklektizismus dieses Künstlers, zugleich aber eine Befähigung seiner gepflegten Meisterhaft. Es ist sehr interessant zu sehen, wie etwa das Scharnhorst-Denkmal, das auf dem Berliner Invalidenfriedhof steht, aus dem Grab Petraras zu Verona entwickelt worden ist, oder ein Sarkophag für die Majorin von Mingaroff aus einer antiken Grabplatte vor der Porta Latina zu Rom. Schinkel hat sich bewußt an vollendete Vorbilder angelehnt, hat sie aber nicht kopiert, hat sie abgewandelt, auch nicht nur verändert, sondern nach dem Rhythmus einer eigenen Idee neu belebt. Die Antike Schinkels ist spröder, kühler, anglichscher, dünner, vielleicht auch intellektueller und literarischer als die des 18. Jahrhunderts. Man spürt ein wenig den Professor und Naturat, der in königlichen Diensten fortreiche Arbeit zu leisten hat. Darüber hinaus aber ist in jeder dieser kalligraphischen Abschriften eines antiken Themas das Gefühl Preußens lebendig, der Instinkt für die Knappheit und eine leichte Leidenschaft für den Wohlklang. Eine Beobachtung, die durchaus bestätigt wird, wenn wir vergleichen, was Schinkel aus der Gotik zu abstrahieren wußte, z. B. das Denkmal am Berliner Kreuzberg aus dem Schönen Brunnen in Nürnberg.

Drei Bemerkungen seien hinzugefügt. Zum ersten, auf einem der Blätter, das einen Grabstein für den General von Rödiger zeigt, steht geschrieben: „Nach den Allerhöchsten Bestimmungen fällt die Spitze weg.“ Man sieht, der Naturat Schinkel hat sich vom König korrigieren lassen; so bestätigt sich die Definition der Architektur als einer diplomatisch gewählten Diagonale zwischen einer Weidheit von Willensäußerungen. Zum anderen: eine Ansichtspostkarte zeigt das Tabernakel, das Schinkel über dem Schwedenstein bei Sägen errichtet hat, und im Hintergrund die Gedächtniskirche aus neuerer Zeit, eine völlig mißlungene, blindlings in Stein übertragene Nachahmung einer nordischen Holzkirche. Man erkennt die dumme Faul-

heit des Abschreibens neben dem geistreichen und vergeistigten Historizismus. Zum dritten: mehrere Blätter zeigen den Entwurf eines gewaltigen gotischen Gedächtnisdomes, den Schinkel für die Mitte des jetzigen Potsdamer Platzes geplant hatte. Man ist zufrieden, daß dieser Entwurf, diese Phantastie aus Quadern und Spigen, nicht Wirklichkeit geworden ist. Man bemerkt sich, daß diese Ausstellung eine Anregung für die Denkmalsabsichten der allerersten Zeiten sein soll, und wünscht heimlich, daß das Schicksal dieses gotischen Domes recht vielen der kommenden Absichten beiseite sein möchte. Wie peinlich würde heute Schinkels Monument den Potsdamer Platz stellen. R. Br.

Kleines Feuilleton.

Fliegenplage und Biologie.

Es will einem oft nicht in den Kopf, wie bestimmte Leute sich Zeit ihres Lebens mit Dingen beschäftigen können, die scheinbar nicht den geringsten praktischen Vorteil für uns haben. Wenn einer Mineralien sammelt und sich für deren Lagerstätten interessiert, so leuchtet einem der Wert solcher Tätigkeit ein. Wie aber soll es sich rentieren, wenn man ununterbrochen Pflanzen oder gar Käfer sammelt? Und doch haben alle Wissenschaften immer wieder gezeigt, daß sie es sind, die den Fortschritt bestimmen. Entdeckungen, die zunächst nur ein rein wissenschaftliches Interesse hatten, haben ihrem glücklichen Urheber die größte Dankbarkeit der Menschheit eingetragen. Es sei nur an die Anfänge der Elektrophysik erinnert, die zunächst nur wie ein besseres Gesellschaftsspiel betrachtet wurde. Auch die Zoologie und die Botanik zeitigen nun immer Dinge von allgemeinstem Interesse. Man spricht jetzt sogar von angewandter Botanik und Zoologie und wertet systematisch die Errungenschaften dieser Wissenschaften für die Praxis aus.

Das folgende kleine Beispiel ist zwar von geringerer Bedeutung, wird aber bei jedem Beachtung finden, da es jeden angeht. Gerade weil es jeden angeht, ist dieses Beispiel besser als andere schwerwiegendere, und so möge es dazu dienen, einen kleinen Einblick in die praktische Wertung scheinbar ganz ausgefallener Wissenschaften zu geben.

Will ein beliebiger Mensch ein Mittel gegen die Fliegenplage erfinden, so kommt er zu Fliegenködern, Fliegenfallen und ähnlichen Dingen. Um derartiges zu erfinden hat man kein Vorstudium nötig, mögen solche Apparate auch bestimmte Lebensgewohnheiten der Fliegen geschickt ausnutzen, die auch den Zoologen interessieren. Sie handelt nun aber der Botaniker und Zoologe, an den die gleiche Anforderung herantritt? Es gibt einen Witz, der den Körper der Stubenfliege als Nährboden braucht. Er verbreitet sich unter den Fliegen wie unsere ansteckenden Krankheiten und bereitet, wo er austritt, vielen Millionen den Tod. Es ist das die Fliegenpest. Könnte man nicht, so fragt sich der Gelehrte, diesen Witz liberal zur Verbreitung bringen, wo man die Fliegen vertilgen will?

Ein anderes sehr einfaches Mittel, das schon gute Erfolge gezeitigt hat, teilte Haeder kürzlich in der Zeitschrift für angewandte Entomologie (Ansektensunde) mit, einer Zeitschrift, die lediglich derartig praktische Dinge veröffentlicht. Dem Zoologen ist es bekannt, daß die meisten Fliegen nur die besonnten Stellen der Hauswände ansiegen. Nur von hier aus dringen sie dann durch die Fenster, Fenster, die im Schatten liegen, werden von diesen Insekten nur als Ausweg ins Freie benutzt. Aus dieser Beobachtung ergab sich die praktische Folgerung, die Fenster zu schließen, ehe die Sonne ihnen nahe gerückt war. In der Privatwohnung Haeders bewährte sich diese einfache Methode sehr. Ebenso in einem Lazarett, das sehr unter der Fliegenplage zu leiden hatte. Weit mehr wirkte diese Maßnahme als alle bisher bekannten Giftmittel.

Die Herkunft der Eskimos.

Vor vier Jahren wurde von Schweizer Gelehrten eine Forschungsreise nach Grönland ausgeführt, an der sich als Arzt Dr. Höpfl beteiligte. Diesem Teilnehmer waren außer seinen eigentlichen Berufspflichten die Untersuchungen der Bevölkerung anvertraut, und er hat jetzt in den Denkschriften der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft eine Arbeit veröffentlicht, die an die Betrachtung einer Reihe von 86 Eskimohäutchen aus Ostgrönland anknüpft. Er leitet daraus über die Herkunft der Eskimos ab, die schon manche Forscher beschäftigt hat. Die Meinung bedeutender Grönlandforscher ging dahin, daß die Eskimos von Nordamerika nach Nordgrönland eingewandert seien, was ohnehin naheliegt, aber zuerst nach dem von den Europäern erst so spät erreichten Nordgrönland. Sie wären zunächst an der Ostküste entlang nach Süden gewandert und hätten

dann erst den Weg um die Südspitze von Grönland herum nach den verhältnismäßig wohlhabenderen Fjorden der Westküste gefunden. Daß die Besiedlung Grönlands nur von dem nahegelegenen Nordamerika aus hätte erfolgen können, scheint selbstverständlich. Aber die Annahme, daß die Eskimos zuerst nach der Westküste übergeleitet hätten, könnte als wahrscheinlicher gelten. Höpfl bestätigt jedoch die erst genannte Auffassung. Besonders wichtig ist seine Feststellung, daß die Eskimos echte Mongolen sind und sogar den ältesten, uraltaurischen Typus der gelben Rasse vertreten, der heute überhaupt noch zu finden ist. Dadurch ist auch der Zusammenhang der Völker Asiens und Nordamerikas gegeben, der schon durch andere Forschungen über jeden Zweifel festgelegt ist.

Die Feldzeitungen.

Die Feldzeitungen gehören mit zu den Errungenschaften des Krieges. Sie dienen der Pflege der Kameradschaft, der geistigen Erbauung unserer heldenmütigen Krieger und sind nicht zuletzt ein Bindeglied zwischen der Heimat und den Schlachtfeldern geworden. Zurzeit bestehen, wie der „Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker“ mitteilt, etwa 85 deutsche Feldzeitungen, die sich inhaltlich und technisch meistens als hervorragende Tages-, Wochen- und Monatszeitungen repräsentieren. Die Auflage dieser von Feldgrauen für Feldgrauen hergestellten Zeitungen richtet sich nach dem Erscheinungsbezirk; mit 100 000 Exemplaren steht die „Völler Kriegszeitung“ obenan. Von der Gesamtzahl der Feldzeitungen sind 11 Armeezeitungen, 5 Korpszeitungen, 7 Divisionszeitungen, 10 Zeitungen für kleinere Heeresverbände und 2 Festungszeitungen. Mit einem Formate von 19:23 Zentimeter ist die „Düna-Zeitung“ die kleinste aller Feldzeitungen, indes die „Kriegszeitung der XI. Armee“ mit 21:29 Zentimeter die kleinste Armeezeitung darstellt. Während alle Zeitungen, mit Ausnahme der autographisch vervielfältigten für kleinere Heeresverbände, in stehenden Buchdruckereien hergestellt werden, ist die Wochenschau der 54. Infanteriedivision „Im Schützengraben“, das einzige Feldblatt, das seine Druckerei selbst bei sich führt und im Schützengraben gedruckt wird. „An Flanderns Küste“ ist das erste Feldblatt unserer Marine. Eingegangen sind während des Krieges 10 Feldzeitungen, als letzte infolge der Sommeroffensive „Der Schützengraben“, der für jede Nummer einen neuen Titelkopf, ein Motiv aus dem Schützengraben, hatte. Außer den aufgeführten Kriegszeitungen erscheinen oder sind erschienen noch etwa 40 Feldzeitungen, die für einzelne Bataillone, Kompagnien oder Spezialtruppen bestimmt sind, zum Teil auch nur bei besonderen Anlässen herausgegeben wurden. Neben den deutschen Feldzeitungen bestehen ebensolche bei unseren Verbündeten, auch unsere westlichen Begleiter verfügen an 50 Feldzeitungen; während in der russischen Armee nur ein Feldblatt, der „Nash Westnik“, vorhanden ist, dessen Redaktion der Generalstab des Höchstkommandierenden befehligt.

Notizen.

— Theaterchronik. Die Kleinen Hauskomödien veranstalteten Volksabende am Freitag und Samstag in der Aula der Chamisso-Schule in Schöneberg, Barbarossaplatz 5.

— Vorträge. Ueber „Das Entstehen und Vergehen von Wolken mit besonderer Berücksichtigung der Beobachtungen unserer Luftschiffer und Flieger“ spricht Dr. Archenhold am Donnerstag, abends 8 1/2 Uhr, im Victoria-Studienhaus, Berliner Str. 37/38 (nahe am Knie).

— „Noch ist Polen nicht verloren“. Wenn wir Deutsche eine Sache noch nicht verloren geben wollen, führen wir häufig die bei uns sprichwörtlich gewordene Redensart „Noch ist Polen nicht verloren“ an. Dieses Wort hat jetzt durch die Proklamierung Polens zum Königreich eine ganz neue Bedeutung erlangt. Es bildet die Uebersetzung des ersten Verses des polnischen Hymnen. Dombrowski-Marsches: „Jeszcze Polska nie zginela“ dar. Dieser Dombrowski-Marsch, der eine der bedeutendsten polnischen Nationallieder von einem unbekanntem Verfasser ist, bildet die polnische Antwort auf den ihnen heldenhaften Helden Kocinski's höchlichst zu geschriebenen Ausruf Finis Poloniae (Das Ende Polens).

— Ein staatliches Theater- und Filmmonopol. Eine einschneidende Renuerung wird, wenn man einer Mitteilung des „Journal des Debats“ Glauben schenken darf, in Rußland auf dem Gebiete der staatlichen Monopolisierung geplant: die Theater- und Filmhäuser sollen unter ein einheitliches Staatsmonopolgesetz gebracht werden. Damit werden zwei Ziele verfolgt: erstens eine unerwartete Vermehrung der Staatseinnahme und zweitens die Möglichkeit ständiger Beeinflussung der „Volkserziehung“ von der Bühne und der Filmleinwand herab.

Ums Menschentum.

4)

Ein Schiller-Roman von Walter von Molo.

Gott! Was hätte sie jetzt angefangen, wenn's Buble an allzu eiligem Darmlauf gestorben wäre? Z w e i m a l war der Vater schon dagewesen und hatte nicht reüssieren können. Oh, wie sie gebetet hatte, und selbst das Phinele hatte dabei helfen müssen. Natürlich sagte die Großmutter jetzt, sie hätte dem Fräule geholfen, weil sie ihm belömmliches Salz in die Milch getan. Wer geholfen hatte in seiner Güte, das wußte sie, der wohnte über den Sternen, der war nicht in Narbaah, der war überall zu Haus. Jawohl!

Fruchtbringend sank der warme Regen zur Erde nieder. Er dalgte sich in den Dachrinnlöpfen und zählte langsam auf dem Fenstersims die Tropfen vor, wie ein Geizhals das Geld.

Die Eltern! Die fielen ihr jetzt ein. Denen konnte sie nun weniger helfen, wenn der Kaspar nach Hause kam. Das plumpste mächtig in ihren Hoffnungsraum und zerschlug den glatten Spiegel ihrer Seele. Was tat sie da? Wo war der Ludwig? Sie sah in der breiten Bettlade aufrecht und hörte, daß sich ein Wind aufmachte und an die Scheiben fuhr. Das gab schönes Wetter für morgen, da konnte man schon fröhlich sein.

Das Bublein schrie. — — — — — Stundenlang war Frau Dorothea gewandert, den Säugling auf dem Arm, das andere Kind an der Hand. Die Freude hob ihr federnd die Hüfte, nun stand das junge Weib und sah die heißersehnte Erscheinung:

Mit geschwungenem Stock und zugedönpfem Rock kam auf der Straße, sicher und breit, eine mittelgroße Offiziersgestalt. Der warme Wind blies einen schrägen Blütenregen, aus dem weiß- und rosafarbenen Vallen der Obstbäume, vor den Wandernden nieder. Das gab ein hübsches Bild in die Augen der Frau, wie mit Pastell gefärbelt.

Noch sah er sie nicht. Kaltmächtig schritten die stämmigen Gamaschenbeine, sie marschierten fest darauf los. Die Schöße des blauen Uniformrockes flatterten mit dem feinen Pops um die Wette. Frau Dorothea schloß sich mit einem Male in wohliger Sicherheit. Sie tat die Hand aufs Herz und sah freudig zu, wie ihr Mann näher schritt. Immer näher! Die braven Beine! War die Sicht weg?

Nun sah er sie und hob den dunklen Hut und schwenkte ihn durch die frühlingshelle Sonnenluft zum Willkommen. Dann blieb er halten und setzte den Chapeau fürsorglich wieder auf das Puderhaar. Als er damit fertig war, breitete er die Arme.

„Darf ich?“ fragten Phineles Augen. Doch schon rannte rascheln die Mutter und hob jubelnd dem Vater sein Bublein entgegen. „Kaspar, da ist dein Fröh!“

Er stand unbewußt stramm, wie man salutierte und atmete schwer. Lang sah er dem Kinde in die Augen. Die Verbtheit seines Gesichtes vorschwand, die gewöhnliche Stirn und der kluge Blick herrschten im Vaterantlig. Das Phinele studierte das alles aus dem Verlock des mütterlichen Rockes hervor, den sie fest umklammert hielt.

„Gib mir das Buble.“ sagte Kaspar Schiller weich und riß die frischgewaschenen Crispins von den breiten Händen. Sorgsam hob er mit den segnigen Armen das Wickelkind an seine Brust. Er kam von den kleinen Augensternen nicht mehr los: das war der, der den Namen Schiller in die Zeit tragen sollte, wenn er nimmer war?

So ein kleiner Mensch war ein Stück der rätselhaften Zukunft, die man nicht leben, nicht einmal ahnen konnte. Und jetzt hielt man sie leibhaftig im Arm und wußte — wieder nichts von ihr.

Die linke Hand griff fester zu und die Rechte suchte der Ehegattin Hand. Die fand sich gar bald, weil sie schon sehnsüchtig wartete. Zwei Menschenherzen sprachen durch einen Händedruck. Nun glitten Vaters Finger auch über Phineles Scheitel und umfingen dann von neuem den Sohn.

„Dorothea,“ sagte er langsam und feierlich, „mir ist ganz eigen zumute. Mir ist, als erblicke ich mein eigen Leben noch einmal zu Besuch, damit ich's diesmal bewußt formen könnte. Nun soll was Kares draus werden! Ich will das Buble geleiten und ziehen und Gott wird fürs weitere sorgen. Möge Er ihm an Geistesstärke zulegen, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte! Vielleicht erringt der Sohn, was dem Papa verwehrt gewesen; dann hätt' ich es schließlich auch bekommen.“ — In ehrfürchtigem Glauben suchten seine Augen den blauen Maienhimmel, in dem die Schwalben konzertierten. Ueber die farbige Blütenpracht und das Blättergrün, das ungeduldig aus der dampfenden Erde drängte, glitten seine Blicke zur Mutter. Befriedigt sagte er zu ihr:

„Bist ein gehorsames Weib und mir in Sittsamkeit untertan; ist ein schönes Buble, das du mir getragen hast.“

Feuerrot schoß das frohe Blut, unter der blauen Haube mit den Goldspitzen herbor, in ihr Antlig. Kaspar Schiller umschlang seine Frau und küßte sie auf den Mund. Das Phinele getraute sich nicht zuzusehen. Der Offizier hielt ihrer Mutter Kopf an den seinen, daß sich ihr Rothaar mit dem Puder seiner Haare bestäubte. — „Ist doch wohl, sein eigen Frauzimmer im Arm zu haben,“ sagte er laut und bestimmt, wie er's vom Kommandierenden gewöhnt war. „Ich habe die kriegerischen Occasionen allmählich satt; sie sind nichts mehr vor einen Mann, der in geeigneten Jahren ist mit Weib und Kind. Wir haben wieder Schläge gekriegt, Dorothea. Die Preußen haben merkwürdig nationalen Elan.“ Er seufzte sorgenvoll; erschauend sah das Phinele, wie die Feldschärpe auf der Brust schwanke. „Ich hab' nicht permission (Urlaub) vor lange; kannst du, Dorothea, mit mir ins Lager gehen? Du bist ja honett gekleidet!“

Er sah mustern an ihr nieder; sie verstand die Worte nur allzu gut.

„Es ist das Daffeten Mittel,“ sagte sie schnell, „so du mir vor elf Jahren als Brautgeschenk verehrt.“ Sie strich den Rock und senkte den Blick. „Ich hab' recht gesparr.“ Wie ein Schulkind stand sie vor ihm.

„Sparsamkeit ist des minderen Menschen Pflicht, Dorothea. — Das Phinele hat ein neues Rockzeug an! War das alte auch am Ende?“

„Es war reichlich am Ende. — — — — — Einen Gulden und neun Kreuzer hab ich mir den Winter erspart, so ich dir abliefern will,“ und sie nestelte hastig am Busentuch.

Er nickte freundlich und wollte endlich die Frage nach den alten Rockweib' tun — er sprach nicht gern von Leuten, die niedergingen, außerdem war die Welt so klein gewesen! — da klang Hufschlag auf der Landstraße. Er sah gegen Raßingen und schloß eilig: „Nimm das Kind, der Herr Herzog kommt mit seiner suite!“

Eilig schloppte er die Handschuhe auf die Finger und griff energisch nach dem Degenknäuf. „Sitzt mir der chapeau (Hut) in der Mitte?“ fragte er streng, sein bartloses Antlig war nun ganz Dienst und Pflicht.

Die Frau Leutnant neigte den Kopf und stand in demüthiger Haltung, als die Pferde angaloppierten.

(Fortf. folgt.)

